

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

- Helga Bories-Sawala, *Découvrir le Québec. Une Amérique qui parle français*, Paderborn: Schöningh, 2010 (Beatrice Bagola)
- Mareike Neuhaus, *"That's Raven Talk": Holophrastic Readings of Contemporary Indigenous Literatures*. University of Regina: Canadian Plains Research Centre, 2011 (Renate Eigenbrod)
- Nadine Klopfer, *Die Ordnung der Stadt. Raum und Gesellschaft in Montreal (1880 bis 1930)*, Köln: Böhlau, 2010 (Klaus-Dieter Ertler)
- Jacques Saint-Pierre, *Lettres de Limoilou : de Cartier à aujourd'hui*, Québec: Caisses Desjardins de Limoilou et Ville de Québec, 2008 (Yves Laberge)
- Sarah Mainguy, Richard Foisy et al. (dirs.), *Marc-Aurèle Fortin : l'expérience de la couleur*, Montréal et Québec : Éditions de l'Homme et Musée national des beaux-arts du Québec (MNBAQ), 2011 (Yves Laberge)
- Jonathan F. Vance: *A History of Canadian Culture*, Don Mills, ON: Oxford University Press, 2009/2011 (Joanna Rostek)
- Alain-G. Gagnon (Hg.): *Québec: Staat und Gesellschaft*, deutsche Erstausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Ingo Kolboom und Boris Vormann, Heidelberg: Synchron, 2011 (Helga Bories-Sawala)
- Cristina Minelle, *La nouvelle québécoise (1980-1995). Portions d'univers, fragments de récits*, Québec : L'instant même, 2010 (Serena Stringher)
- Felix de Taillez, *"Amour sacré de la Patrie" – de Gaulle in Neufankreich. Symbolik, Rhetorik und Geschichtskonzept seiner Reden in Québec 1967*, München: Herbert Utz, 2011 (John Woitkowitz)

Helga Bories-Sawala, *Découvrir le Québec. Une Amérique qui parle français*, Paderborn: Schöningh, 2010 (214 S.; ISBN 978-3-14045270-9; kt.; Heft ISBN 978-3-14-0614-046271; DVD ISBN 978-3-14-062433-6; EUR 18,45)

Das in der Reihe *EinFach Französisch* erschienene Lehrwerk ist – im Gegensatz zum ergänzenden Didaktikheft mit Unterrichtsmodellen (Französisch und Deutsch) – in französischer Sprache konzipiert. Eine wertvolle Ergänzung des Lehrwerkes bietet die DVD. Adressaten sind die Schüler der Sekundarstufe 2.

Die Entdeckungsreise beginnt mit einem Ratespiel („Approches“, S. 6-8). Die Schüler werden aufgefordert, einzelne Photos, die teilweise auf spätere Kapitel verweisen, Frankreich oder Nordamerika zuzuordnen. Auf diese Weise soll das Interesse an Québec und an einem Amerika „qui parle

français“, geweckt werden. Die Entdeckungsreise beginnt mit „Bienvenus au Québec“. Der Abschnitt thematisiert zunächst das Verhältnis Frankreich-Québec. Die Québécoiser, die sich als Nordamerikaner definieren, grenzen sich nicht nur von den USA, sondern auch gegenüber Frankreich ab. Dessen ungeachtet werden sie von vielen Franzosen auch weiterhin als „Cousins d'Amérique“ (S. 8ff.) bezeichnet. Manches Mal schwingt eine gewisse Arroganz in dieser Aussage mit, dem von Seiten der Québécoiser die Bezeichnung „maudits Français“ entgegengehalten wird. Im Kontext der Worterklärungen zu einem Chanson von Lynda Lemay (S. 9ff.) wird bereits auf sprachliche Unterschiede hingewiesen, wie z.B. bei „maudit“ („verdammte“), das im Französischen Québécois auch positiv konnotiert sein kann, z.B. „une maudit belle fille“ etc. (S. 12f.). Nähere Ausführungen zum *français québécois* erfolgen später in Modul 4. Interessant ist der als Übung konzi-

pierte Überblick über die Geschichte Québecs am Ende dieses einführenden Teils.

Die folgenden Module 1 und 2 („Je me souviens“, „De Canadiens à Québécois“) illustrieren die Geschichte Québecs von der Entdeckung bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts (S. 26ff.). An der Entwicklung der *Nouvelle-France* haben auch die „filles du Roi“ (S. 35f.) einen entscheidenden Anteil. In den Jahren 1663-1673 werden 800 junge Frauen, größtenteils Waisen, auf Anordnung von Ludwig XIV. zwecks Heirat in die Kolonie gesandt. Die Bevölkerung wächst in der Folge von 300 (1640) auf 18.000 (1760) Bewohner an. Ferner wird im ersten Teil der Kontakt zwischen Europäern bzw. Franzosen und den *Premières Nations* dargestellt. Neben den oftmals negativen Aspekten, die diese Beziehung charakterisieren, stehen auch positive wie das Friedensabkommen mit den in Kultur und Sprache unterschiedlichen indianischen Nationen im Jahre 1701 unter dem Gouverneur Neufankreichs, Louis Hector de Callière. „La Grande Paix constitue un événement extraordinaire pour l'époque: tout l'est de l'Amérique du Nord est pacifié“ (S. 30-31). Mit der Übernahme der *Nouvelle-France* durch die Briten 1763 endet diese Vereinbarung. Im Kontext des Verlustes der gesamten französischen Gebiete in Nordamerika verweist die Verf. auch auf die *Acadie* und die Deportierung (1755) von 12.000 der 18.000 *Acadiens*. Sie gelangen unter anderem in die englischen Kolonien sowie nach Louisiana.

Der Entwicklung der neuen *Province of Quebec* unter den Briten widmet sich Modul 2 („De Canadiens à Québécois“) (S. 41ff.). Es werden Aspekte der wechselhaften Geschichte Québecs beleuchtet: 1774 *Acte de Québec* mit dem Zugeständnis der Religionsfreiheit, der Sprache und des *Code civil*; die Trennung in ein anglophones *Haut-Canada* (das heutige Ontario) und ein frankophones *Bas-Canada* (das heutige Québec) auf Grund des Zustroms der Loyalisten in Folge der Amerikanischen Unabhängigkeit (1783); die erneute Vereinigung

im Jahre 1840 unter dem Namen *Canada*; Aufhebung der Einheit zugunsten zweier Provinzen (Québec und Ontario) beim Eintritt in die Konföderation (1867). Durch die Bewahrung ihrer französischen Infrastruktur wehrt sich die neue frankophone Minderheit innerhalb Kanadas erfolgreich gegen eine Assimilierung. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung beginnt im 19. Jahrhundert nicht nur eine Migration in die Städte, sondern auch eine Immigration aus England bzw. Irland und weiteren Ländern (S. 47ff.). Die Städte und der Arbeitsmarkt sind einem derartigen Ansturm nicht gewachsen. Die Folge ist, dass eine Million Québécois ihr Land verlassen und in die USA auswandern.

Entscheidende Veränderungen erfolgen im 20. Jahrhundert. Im Zuge der *Révolution tranquille* (S. 56ff.) ergreift die Generation der „bébéboumeurs“ die Macht „et fait rattraper en quelques années à la société québécoise le retard qui la séparait des autres pays modernes“ (S. 56). Die frankophonen Québécois bestimmen nun an Stelle der anglophonen die Geschicke der Provinz. Zentrale Punkte der neuen Politik sind Wirtschaft, Soziales und der Schutz der französischen Sprache und Kultur. Um Québecs Unabhängigkeitsbestrebungen entgegenzuwirken, tritt im Jahre 1969 – trotz der Einwände vieler anglophoner Kanadier – der *Official Languages Act* in Kraft, der Französisch als zweite offizielle Sprache des Landes festschreibt.

Das wachsende Selbstbewusstsein und die Wahrnehmung als Nation führen zu einer Sprachpolitik, die das Französische durch die Verabschiedung der *Charte de la langue française / Loi 101* zur alleinigen offiziellen Sprache der Provinz bestimmt (S. 77f.). War das Französische lange Zeit negativ konnotiert, so hat sich in den letzten Jahren die Erkenntnis durchgesetzt, dass „Le succès parle français“ (S. 78). Die kanadische Regierung definiert Québec innerhalb Kanadas seit 2006 als „une nation au sein d'un Canada uni“ (S. 105). Allerdings impliziert diese Anerkennung von kanadischer Seite nicht die Unabhängigkeit, die

immer noch thematisiert wird (S. 102-103). Durch die gesellschaftliche und politische Entwicklung Québecs wird der Begriff *Québécois* heute im Sinne der Zugehörigkeit zu Provinz verstanden (S. 98).

Im Modul 4 („Le français d’ici“) werden zunächst die Vorurteile über das Französische in Québec („dialecte bizarre“, „incompréhensible“ etc.) (S. 109) angesprochen, gefolgt von einer stringenten und schülerorientierten Charakteristik des „français d’ici“ (Sprachgeschichte, Besonderheiten der Sprache, Verhältnis Englisch-Französisch, *joual*, Normfrage, Akzent etc.) (S. 110f.) Vertiefende Kenntnisse vermitteln die Texte und insbesondere die DVD. Die „Droits, libertés et diversités“ sind Gegenstand des folgenden Moduls.

Die „Gens du pays“ werden im Modul 6 vorgestellt (S. 131ff.). Neben den Frankophonen zählen die autochthone Bevölkerung sowie die „Anglos“ und die „communautés culturelles“, d.h. die Einwanderer dazu. In diesem Zusammenhang wird auch die Problematik Religion und laizistische Gesellschaft thematisiert. In dem Modul 7 („Être jeunes“) kommen sieben Jugendlichen zu Wort (S.162 ff.), die über ihre Ansichten, Erfahrungen, Zukunft etc. sprechen. Den unterschiedlichen Facetten des Jungseins in der Zeit von der *Grande noirceur* bis heute ist der zweite Teil des Moduls gewidmet (S.167ff.). Einen Einblick in das Alltagsleben in Québec („s’engager“, „hiver“ etc.) bietet das Modul 8 („Vivre au Québec“). Am Ende der Entdeckungsreise wird das Interesse der Schüler nicht nur auf Quebec in Nordamerika, sondern auch auf andere Frankophonien (*Haïti, Acadie, Franco-Ontario, Franco-Albertains, Louisiane*), die teilweise bereits früher angesprochen wurden, gelenkt. Der Annex besteht aus informativem Kartenmaterial.

Als Fazit kann man festhalten, dass das Lehrwerk einen sehr interessanten Einblick in die französischsprachige Nation Québec und die *Amérique française* vermittelt, der Neugier weckt. Die Darstellung sowohl der historischen als auch aktuellen Aspekte Quebecs ist adressatengerecht und anhand

vielfältiger, authentischer Materialien (Fotos, Sachtexte, Lieder, Gedichte, Interviews, Kochrezepte, Umfragen, BDs, Filmszenen etc.) konzipiert. Die besonders im Hinblick auf die Adressaten orientierten Module wie „Être jeunes“ (Interviews mit Montréaler Oberstufen-SchülerInnen), „Vivre au Québec“ sowie die Zusammenfassung der Situation außerhalb Québecs wecken durch das aussagekräftige Bildmaterial und beispielsweise typische Kochrezepte das Interesse an der „Amérique qui parle français“.

Das Lehrwerk bietet zahlreiche kreative Arbeitsaufträge (z.B. S. 63); gut durchdachte Ideen für die Umsetzung der Materialien im Unterricht; strukturierte Musterlösungen; abwechslungsreiche Aufgaben (Unterrichtsmodell S. 109, S. 118) wie auch Verweise auf weitere Materialien (Internetseiten, Filme, Literatur). Die für das Zentralabitur verbindlichen vollständigen Texte sind durch * gekennzeichnet. Die DVD bietet die Chance, sich mit dem *français québécois* vertraut zu machen, z.B. Hörbeispiele (Akzent), Lieder und Interviews, die die Schulung des Hörverstehens und die kommunikative Kompetenz fördern. Das Lehrwerk ist durch die Auswahl des Materials gleichzeitig spannend und motivierend. Das Feedback aus der Praxis bestätigt dies.

Unter Berücksichtigung der Themenstellung („La vie au Québec de nos jours“ bzw. „Vues sur le Québec“) des Zentralabiturs 2012 in Niedersachsen und Bremen und vor allem im Hinblick auf den Wissenserwerb zu Québec, der Motivation zur Entdeckung des frankophonen Amerika bzw. der Frankophonie bietet das hier vorliegende Lehrwerk eine hervorragende Grundlage für den Unterricht. Auch im Hinblick darauf, dass in NRW Québec 2014 Teil des Zentralabiturs sein wird, ist das Lehrwerk daher besonders zu empfehlen.

Beatrice Bagola

Mareike Neuhaus, *"That's Raven Talk": Holophrastic Readings of Contemporary Indigenous Literatures*. University of Regina: Canadian Plains Research Centre, 2011 (vii + 307 pages; ISBN 978-0-88977-233-5; CND 34,95)

Neuhaus states in the conclusion to her book that "even if 'holophrastic reading' is an academic construct, it allows us to read textualized orality in Indigenous literatures in the context of Indigenous rhetorical sovereignty" (222). Her fascinating study illuminates literary strategies that make English texts Indigenous, even though they are primarily written in English.

In the opening chapter the author explains how she will show the influences of Indigenous languages on literature written primarily in English through the occurrence of the holophrase and the paraholophrase. She defines the first linguistic term in her Glossary as "a single word expressing a complete sentence" (229) and mentions the English translation for the Cree word *sipi-kiskisiyân* as "I stretch my memory" (229) as an example. As polysyllabic units of utterance holophrases constitute a linguistic feature that clearly distinguishes most Indigenous languages from English, which is not a polysynthetic language. Therefore, one cannot simply translate holophrases into the English language. Rather one will be able to convey "holophrastic traces." Paraholophrases, on the other hand, have grammatical roots but also have to be understood as "word bundles" (Neuhaus in reference to Maria Campbell), that is as narrative units significant in rhetorical rather than linguistic terms and contexts. In her analysis of Indigenous texts Neuhaus applies the linguistic analysis of the use of devices like code switching, borrowing and compounding as well as the literary analysis of paraholophrases, both of which are "culturally specific oral strategies" (330) that create "textualized orality" (a term she adopts from Susan Gingell).

The theoretical introduction to Neuhaus' book is not an easy read for those unfamiliar with linguistics. In my discussion I have not been able to do justice to the complexity of her arguments and definitions. However, this theoretical framework serves her well in the analysis of the specific Indigenous texts at hand: Ishmael Alunik's *Call Me Ishmael*; Alooook Ipellie's *Arctic Dreams and Nightmares*; Richard Van Camp's *The Lesser Blessed*; Thomas King's *Green Grass Running Water*; Louise Halfe's *Blue Marrow*. Neuhaus does not give any specific criteria for her selection other than that she wanted to look at a wide range of cultural and generational differences. I was surprised that she did not include Jeannette Armstrong, a fluent speaker of Okanagan who writes 'in Okanagan' although she writes in English (as she often explains). Neuhaus cites Armstrong's thoughts on the significance of polysynthetic languages in the introduction but does not analyse her literary work. Instead, she chooses to open her discussion with the analysis of an Inuvialuit text whose authorship is ambiguous and which presumably has multiple contributors. As she applies her holophrastic reading strategies she shows that this text is not *transcribing* but *writing* oral tradition: it is not textualized *orature* but textualized *orality* (67). Whereas Alunik writes within an oral tradition, Inuk author Alooook Ipellie, so Neuhaus argues, "reinvents" Inuit cultural traditions in his story cycle. Both rely on paraholophrases that constitute the openings and closings and engage the readers in various ways. Surprisingly, considering Ipellie was fluent in Inuktitut, there are not many linguistic strategies (holophrases, code switching, and holophrastic traces) that characterize Ipellie's re-creation of Inuit oral traditions (and it is beyond the scope of Neuhaus' study to provide the socio-political context necessary to explain in some depth this "relative paucity" (105)).

Before Neuhaus comes to discuss Louise Halfe's work and its extensive use of Cree holophrases, she examines the writing of two authors who do not speak their ances-

tral language: Richard Van Camp, Tlicho from the Northwest Territories, and Cherokee author Thomas King. Just like for the previous texts, Neuhaus identifies the paraholophrases of the opening and closing strategies forming a cyclical frame which is characteristic of Indigenous oratures. There is no code switching in Van Camp's novel but still "a wide-ranging use of direct holophrastic traces" (140) including colloquialisms which imitate oral discourse and are called "Raven talk" in the novel – hence Neuhaus' title for her book. It has already been established by other scholars that King's novel *Green Grass, Running Water* is "mimicking generic conventions of Indigenous oratures" (165). Neuhaus' contribution consists in using her linguistic and rhetorical concepts to show in more detail the ways in which King textualizes orality. She illustrates the role of paraholophrases in connecting the various narrative strands in this novel, of code switching (holophrases) and of the frequent occurrence of holophrastic traces in his choice of names and use of pronoun copying.

As the reader of Neuhaus' book comes to the last chapter, the selection and sequence of texts becomes clearer: she moves from texts which use primarily paraholophrases (rhetorical strategies) to texts which use more holophrases (linguistic strategies). However, together with Louise Halfe's extensive use of Cree holophrases in her narrative poem *Blue Marrow*, there are also bridging devices connecting the different voices (like the different narrative strands in King's novel), which Neuhaus identifies as paraholophrases, and, like in all the other texts, we encounter a framing of the narrative imitative of an oral performance context.

Although I contend that Neuhaus is reading the texts she studies "from inside rather than outside Indigenous languages and cultures" (216) as an *outsider* and that this position needs further elaboration, I also think that her theoretical framework gives important insights into complex Indigenous texts as she highlights that the authors are

writers and not only transmitters of culture or political processes or healers. Rhetorical sovereignty grounded in Indigenous languages is part of and contributes to decolonization.

Considering that she quotes extensively Jeannette Armstrong, a fluent Okanagan speaker, in her introduction, I would have expected a study of one of Armstrong's works and her 'rez English'. Different from Louise Halfe, a fluent Cree speaker, she does not use any Okanagan in her creative work.

Renate Eigenbrod

Nadine Klopfer, *Die Ordnung der Stadt. Raum und Gesellschaft in Montreal (1880 bis 1930)*, Köln: Böhlau, 2010 (xii + 324 S.; ISBN 978-3-412-20568-3; EUR 44,90)

Der Titel der vorliegenden Untersuchung verspricht eine allgemein angelegte Studie zu Raum und Gesellschaft in Montreal, wobei das Hauptaugenmerk auf die Ordnung der Stadt gelegt werden soll. Im Zentrum steht dabei eine Epoche, die im globalen Diskurs von starken nationalistischen Symbolen geprägt war, von Fortschrittsglauben, Rassentheorien und religiös aufgeladenen Vormachtstellungen, die zum einen in den Ersten Weltkrieg führten, zum anderen in die fatale Weltwirtschaftskrise von 1929. England hatte das französische Kanada mehr als ein Jahrhundert zuvor erobert, scheiterte allerdings am passiven Widerstand der vornehmlich ruralen frankophonen Bevölkerung, die sich immer stärker über die ultramontanen Verbindungen definierte. Die Revolte der frankophonen Patrioten von 1837 war bereits ein klares Zeugnis für die angespannte kulturelle und politische Gemengelage gewesen. War London gegen Ende des Jahrhunderts für die anglophonen Eliten der europäische Fluchtpunkt, so orientierte sich die Französisch sprechende Bevölkerung Kanadas an Rom – und nicht unbedingt an Paris. Liberale Berufe wie Notare

oder Rechtsanwälte herrschten bei den frankophonen Eliten vor und hoben sich von der protestantischen, auf die Wirtschaft hin orientierten Ethik der Anglophonen ab.

Die Untersuchung der Münchner Kulturwissenschaftlerin Nadine Klopfer versucht, dieses aus frankophoner Innensicht überlieferte Narrativ der Zeitspanne von 1880 und 1930 zu überschreiten und vor dem Hintergrund des rezenten Paradigmenwechsels, der von den Sozialwissenschaften zu den Kulturwissenschaften führt, in seiner Komplexität differenzierter zu erfassen. Mit der Behauptung, dass die anglokanadische Ideenwelt in den einschlägigen Untersuchungen – bis auf wenige Ausnahmen – zu kurz käme (S. 38), folgt die Vf. dem zeitgenössischen Trend, die französisch-englischen Spannungen aus unterschiedlichen Perspektiven in ihrer Vielfalt zu beschreiben. Allerdings ist das ein riskantes Unternehmen, das in der synoptischen Version wiederum eine Reihe von blinden Flecken produzieren kann. Um die Gefahr von verkürzten Aussagen zu umgehen, beschränkt sich die Vf. auf das Emblem der Metropole, den „Mont Royal“, der als Namensspender und als symbolischer Raum je nach kultureller Ausrichtung unterschiedlich definiert wird.

Nun setzt die Studie aber in einer Zeit ein, in der die nationalen Ansprüche der beiden Leitkulturen am größten waren und diese um die Vorherrschaft in der kulturell geteilten Stadt rangen. Dabei konnten sich auch die französischsprachigen Eliten wieder zusehends an wichtigen Orten etablieren, während die englischsprachige Wirtschaftsmacht nach wie vor die zentralen Orte der Stadt besetzt hielt. Das daraus entstehende Konfliktpotential wird hier im Detail analysiert. Da der „Mont Royal“ – übrigens bis heute – zu den emblematischen Orten *par excellence* zählt, kommt die Vf. bei der Analyse der städtischen Raumplanung zu aussagekräftigen Befunden. Mit bewundernswerter Akribie wird die englisch- wie französischsprachige Presse der Metropole durchforstet. Zahlreiche Protokolle von Stadtratssitzungen wie auch

Auszüge aus dem öffentlichen Schriftverkehr liefern wertvolle Einsichten in die Gemengelage. Durch die Absicht, zu einer ausgewogenen Darstellung der komplexen diskursiven Verhandlungen zu finden, zeigt sich die Vf. allerdings hin und wieder von der nationalen frankophonen Geschichtsschreibung irritiert. Das ließe sich durchaus nachvollziehen, wäre nicht die eigene Begrifflichkeit von englischen Ausdrücken geprägt, was als eine verkürzte Einsicht in die frankokanadische *Causa* ausgelegt werden könnte. Daraus wird ersichtlich, wie heikel die Fragestellungen und deren Befunde bis heute geblieben sind.

Trotz der kultursystembedingten heuristischen Bedenken, die dem ausgewählten Forschungsbereich gewissermaßen inhärent sind, legt die an das Theoriedesign Foucaults indirekt anknüpfende „Ordnung der Stadt“ Orientierungslinien vor, die für das Verstehen der Montrealer Stadtgeschichte von großem Interesse sind. An Hand von einigen signifikanten Beispielen in der Verwaltung des symbolischen Terrains „Mont Royal“ kann der Leser nicht nur die beiden homogen anmutenden Blöcke – Anglophonie/Protestantismus vs. Frankophonie/Katholizismus – verfolgen, sondern auch deren dekonstruktives Durcheinander, das durch konterkarierende Stimmen als Bruchlinien identifiziert und beschrieben wird. So zeigt die Vf. auf, wie sich gegenläufige Konstellationen in die öffentliche Diskursivik einbrachten, d.h. wie auch protestantische Frankophone oder katholische Anglophone – etwa die irische Bevölkerung – am Entscheidungsprozess beteiligt waren.

Bei der Betrachtung der regionalen Planung im Bereich des „Mont Royal“ geht die Vf. bezeichnenderweise von den kulturellen Traditionen der Raumschließung aus und beschreibt den Stadtberg vor dem Hintergrund der katholischen Zukunftsvisionen bzw. der viktorianischen Landschaftskonzeptionen. Als Beispiel wird die Planung der Université de Montréal in den frühen 1920er Jahren diskutiert, die auf der Südostseite des Berges gebaut hätte werden sollen und damit auf dem symbolischen

Terrain der englische Elite zum Konkurrenzunternehmen geworden wäre. Nach heftigen Protesten wichen die Träger der Universität auf ein im Norden gelegenes Gebiet aus, wo die Universität heute steht. Dieser schwierige Verhandlungsprozess wird in seiner vielfältigen konfliktreichen Dimension nachgezeichnet und liefert eine Reihe von wertvollen Einsichten in die damalige Situation. Dass die Südostflanke bereits von der angestammten englischsprachigen Universität McGill belegt war und man in ihrer Nähe keine Konkurrenz duldet, ergibt sich aus der makrosymbolischen Konstellation des geographischen Abschnitts, wird allerdings als treffendes Argument zugunsten der mikrodifferentiellen Analyse und deren Befunde aufgegeben.

Anders waren die Verhandlungen in den 1880er Jahren über die Errichtung des Royal Victoria Hospital als medizinische Zweigstelle der McGill-Universität an derselben Südostflanke gelaufen. Dieses Gebäude konnte trotz der gegenläufigen Argumentationen innerhalb der homogenen Blöcke errichtet werden, worauf die Vf. in ihrer Analyse ausführlich eingeht. Auch hier werden die aufschlussreichen Nuancen der Verhandlungen mit bewundernswertem Geschick nachgezeichnet, ohne dass die Dominanz von McGill als konsekrierter Rahmen der anglophonen Elitenbildung entsprechend prominent hervorgehoben wäre. McGill wie auch das Royal Victoria Hospital sind m.E. in diesem Zusammenhang nicht voneinander zu trennen.

Im Gegensatz dazu stellte die ultramontane frankophone Universität in den Augen der anglophonen Eliten geradezu eine Provokation dar und musste – nicht von ungefähr – auf die damals unwirtliche Nordseite des Berges, an einem Steinbruch gelegen, ausweichen, nachdem die Proteste gegen eine Ansiedelung im Südosten zu heftig waren. Die Vf. stellt die Frage, warum man von frankophoner Seite her gerade diese Seite als Ausweichmöglichkeit gewählt habe. Dass sich in der Nähe des geplanten Baugeländes bereits die Kapelle des Frère André befunden hatte, aus der ebenso

in den frühen 1920er Jahren der Oratoire Saint-Joseph werden sollte, wird hier nirgends erwähnt, dürfte aber bei der Findung eine entscheidende Rolle gespielt haben. Zumindest war diese Flanke in symbolischer Hinsicht bereits frankophon/katholisch besetzt.

Schließlich fällt auch das Projekt der von den katholischen Eliten initiierten Errichtung eines Kreuzes am Mont Royal in dieselbe Zeit der frankophon-katholischen „Reconquista“. An diesem Beispiel bringt die Methode der vorliegenden Studie die fruchtbarsten Ergebnisse. Die „Verhandlungen“ zwischen den homogenen Blöcken konnten sich auf das Projekt nur insofern einigen, als das Kreuz als christliches Symbol gewertet wurde und auf beiden Seiten ideologisch verwertet werden konnte. Wo die frankophonen Katholiken ihrem Missionsauftrag ein Gesicht verliehen und auch die irische Bevölkerung mit einbezogen, erkannten die anglophonen (und frankophonen) Protestanten im Kreuz ein Zeichen für die Eroberung des amerikanischen Kontinents durch die europäisch-christliche Zivilisation des „weißen Mannes“. Wie auch an den vorhergehenden Beispielen ersichtlich, liegt es im Interesse der Vf., wiederum eher die Bruchlinien in den einzelnen Argumentationen der beiden Blöcke herauszuarbeiten als die ohnehin schon bestehenden Muster der „two solitudes/deux solitudes“ zu festigen: „Im Fokus auf die ständige Konkurrenz zwischen beiden gesellschaftlichen Gruppen geht diese konsensstiftende Wirkung des Stadtraums verloren, der zwar Objekt unterschiedlicher Interpretationen und Aneignungen war und auch divergierende Identitäten und Machtpositionen einzelner Gruppen stärken konnte, gleichzeitig aber gerade dadurch einen wichtigen Beitrag zur Aushandlung innerstädtischer Harmonie leistete.“ (S. 265)

Der methodische Weg, über die mikroanalytische Methode die verbindenden Elemente des komplexen Aushandlungsprozesses über Bruchlinien und subversive Strategien nachzuweisen, hat sich hier ohne Zweifel gelohnt. Der Vf. gelingt es, mit ihrer

Arbeit zum „Mont Royal“ und dessen kulturellen Aneignungsprozessen nachzuweisen, wie komplex die Zusammenhänge der städtischen Verwaltung waren. Andererseits wird aber auch klar, dass man mit einem solchen Ansatz im frankokanadischen Kontext Gefahr läuft, die homogenen Blöcke auszublenken und zentrale Kraftlinien zu übersehen. Nichtsdestoweniger ist mit der Wahl des „Mont Royal“ als Orientierungspunkt für die ideologischen Auseinandersetzungen ein wichtiger Schritt in der Erforschung der Stadtgeschichte Montréal's gelegt.

Klaus-Dieter Ertler

Jacques Saint-Pierre, *Lettres de Limoilou : de Cartier à aujourd'hui*, Québec : Caisses Desjardins de Limoilou et Ville de Québec, 2008 (194 pp.; ISBN 2-9807981-1-8)

De nos jours, le quartier de Limoilou est l'un des plus anciens de la Ville de Québec, et l'un des rares endroits du continent nord-américain à avoir été visité par l'explorateur français Jacques Cartier, dès 1535 (p. 15). Initialement, ce secteur était habité de fermes depuis 1669 et reste aujourd'hui encore, malgré l'industrialisation (autour de 1850, p. 47) et l'urbanisation subséquente au 19^e siècle, un arrondissement populeux en pleine effervescence (p. 21). En sept chapitres étoffés, l'historien québécois Jacques Saint-Pierre évoque la riche histoire populaire de ce quartier, à la fois résidentiel, industriel et commercial, durant quatre siècles. Pour le lecteur européen, ces 400 ans d'histoire québécoise sembleront peut-être bien peu ; mais pour beaucoup de Canadiens, ce long parcours est exceptionnel et très peu de villes canadiennes pourraient se vanter d'avoir connu une si longue histoire.

Ouvrage substantiel par son contenu et généreusement illustré, *Lettres de Limoilou : de Cartier à aujourd'hui* relate chronologiquement l'évolution de ce quartier et de ses

paroisses actuelles, dont les plus connues sont St-Charles-de-Limoilou, St-Fidèle, St-Esprit, St-François d'Assise, St-Pascal des Maizerets. Mais au 19^e siècle, Limoilou se subdivisait en trois villages ouvriers : Hedleyville, Stadacona et New Waterford (p. 52). Situé dans la Basse-Ville de Québec, Limoilou est traversé par la Rivière St-Charles, le Chemin de La Canardière, et le Chemin de Charlesbourg (devenu par la suite la 1^e avenue, au milieu du 20^e siècle). La quantité d'information réunie par l'auteur est impressionnante : par exemple, des tableaux fournissent des noms de plusieurs habitants de cette région dès 1663 (p. 20), des plans et des cartes décrivent les habitations et les lots (pp. 31 et 37). La documentation est précise et variée : on rappelle en outre la visite du botaniste hollandais Pehr Kalm à Québec en 1749, qui apprécia entre autres choses les belles maisons de cette zone rurale et qui en fit une description très précise dans ses carnets de voyage (p. 23). Les notes en bas de page abondent. Les photographies sont souvent inédites et représentatives : on peut voir par exemple l'une des nombreuses ruelles si caractéristiques du quartier de Limoilou (p. 145), un escalier extérieur en colimaçon conduisant au second étage d'une maison résidentielle typique (p. 164), ou encore le ruisseau Lairet (aujourd'hui disparu) photographié en 1949 (p. 155). L'évolution de ce quartier a été longue et reste encore à raconter. Désormais, le nom de Limoilou reste surtout connu pour son CÉGEP (acronyme désignant un collège public professionnel et/ou préparatoire pour l'entrée à l'université) : le CÉGEP de Limoilou (p. 178).

On doit féliciter Jacques Saint-Pierre de son initiative et de la quantité de données ici réunies, sur un quartier encore méconnu par beaucoup de Canadiens et trop peu couvert dans les ouvrages savants sur la ville de Québec, qui privilégient trop souvent la Haute-Ville et le Vieux-Québec. Pourtant, plusieurs lieux-dits de Limoilou existent depuis le Régime français, par exemple l'ancien secteur « Gros-Pin », près

de l'actuelle rue Sapinière-Dorion (p. 118). Or, on ne saurait réduire ce livre instructif à une simple monographie de paroisse ou à un microcosme du Québec; *Lettres de Limoilou: de Cartier à aujourd'hui* servira en filigrane de repère pour suivre l'évolution de la Nouvelle-France et du Canada français durant quatre siècles. Difficile à trouver en librairie, on se procurera ce livre méconnu auprès de la Caisse populaire Desjardins de Limoilou, dans la ville de Québec.

Yves Laberge

Sarah Mainguy, Richard Foisy et al. (dirs.), *Marc-Aurèle Fortin: l'expérience de la couleur*, Montréal et Québec: Éditions de l'Homme et Musée national des beaux-arts du Québec (MNBAQ), 2011 (304 pp.; ISBN 978-2-7619-3025-3; CAD 49,95)

Les rétrospectives consacrées au peintre québécois Marc-Aurèle Fortin (1888-1970) sont trop rares, et pourtant, ses toiles sont uniques. En fait, cette magnifique exposition présentée par le Musée national des beaux-arts du Québec (MNBAQ) à Québec en 2011 aura été la première rétrospective consacrée à Marc-Aurèle Fortin depuis la disparition de ce grand aquarelliste, dessinateur et peintre.

Ce somptueux catalogue, richement illustré de 150 reproductions, permet d'apprécier l'art de Marc-Aurèle Fortin, considéré à juste titre comme l'un des deux ou trois plus importants peintres canadiens, avec Marc-Aurèle de Foy Suzor-Côté et Jean-Paul Lemieux. Chacun à sa manière, ces trois peintres ont réussi à créer un style très personnel, voire emblématique de l'identité québécoise, d'envergure internationale, et souvent reconnaissable au premier coup d'œil. Ainsi, Marc-Aurèle Fortin a trouvé sa voie et ses sujets de prédilection durant les années 1920. Ses paysages du Québec traditionnel, ses vues de Montréal, ses toiles gigantesques décrivant de grands arbres (et en particulier ses ormes géants)

ont fait sa renommée, mais ont aussi contribué à limiter sa réputation à ce seul créneau, alors qu'il était polyvalent et toujours capable d'innover. Et pourtant, « très tôt, la critique est consciente de l'aspect novateur, non-conventionnel de l'art de Fortin », et ce dès les années 1920 (p. 190).

En plus des toiles célèbres de Marc-Aurèle Fortin, on peut également découvrir dans ce catalogue des œuvres de jeunesse, rarement vues et peu étudiées puisqu'elles font partie de collections privées. L'excellent article de Sarah Mainguy retrace avec intelligence le parcours du jeune peintre lors de ses années passées à Chicago, où il produisit des œuvres urbaines et quelques paysages splendides, mais restés méconnus et faisant partie de collections privées. Parmi ces toiles incomparables, retenons « Rivière Chicago » (1909) et « Scène de rue, Chicago » (1909) (p. 64). Par ailleurs, ses nombreuses toiles intitulées « Vue de Montréal » ont un intérêt à la fois esthétique et historique, décrivant à diverses époques l'évolution rapide de la métropole (pp. 72, 74, 77, 104, 107, et sq.). Plus loin, le chapitre étoffé de Michèle Grandbois recense avec précision les influences subies par Marc-Aurèle Fortin, et inversement, identifie les artistes ayant été marqué par son style. L'attention apportée aux comparaisons stylistiques entre le jeune Marc-Aurèle Fortin et le peintre anglais Alfred East (1849-1913), images à l'appui, sont particulièrement lumineuses et utiles (p. 87).

L'ouvrage *Marc-Aurèle Fortin: l'expérience de la couleur* est non seulement le livre le plus exhaustif consacré à ce peintre important, il est assurément le plus beau livre d'art à être paru au Canada au cours des trois dernières années. Les textes sont de haut niveau, mais accessibles au lecteur non-initié; les reproductions sont abondantes et parfaitement bien rendues. Il met pleinement en valeur le talent de ce grand artiste au destin tragique, comme l'explique avec précision Richard Foisy dans son chapitre biographique bien documenté (pp. 19-59). Cet ouvrage me semble essentiel pour les historiens de l'art, mais aussi pour les

chercheurs en études québécoises et canadiennes. En outre, une traduction en anglais est parue simultanément chez le même éditeur (et au même prix) sous le titre « *Marc-Aurèle Fortin: The Experience of Colour* » (2011; ISBN 978-2-7619-3093-2).

Yves Laberge

Jonathan F. Vance: *A History of Canadian Culture*, Don Mills, ON: Oxford University Press, 2009/2011 (xi + 500 pp.; ISBN 0195444221; pb., CAD 21,95; ISBN 019541909X; cloth, CAD 39,95)

In 1886, Canadian journalist, novelist, and social critic Sara Jeannette Duncan admonished her compatriots: "So long as Canada remains in political obscurity, content to thrive only at the roots, so long will the leaves and blossoms of art and literature be scanty and stunted products of our national energy." Her comment offers a good starting point for the discussion of Jonathan F. Vance's important monograph. Firstly, Duncan's conviction that cultural blossoming is reciprocally related to the existence of Canada as a nation is one that repeatedly surfaces in Vance's argumentation. Secondly, *A History of Canadian Culture* shows that Duncan's pessimistic statement belongs to a longstanding tradition of decrying the country for its alleged cultural deficiency. As Vance makes clear in the "Introduction", the aim of his book is to work against what he terms a Canadian "inferiority complex" (vii) by way of a survey of cultural production in Canada from the pre-contact era up to the 1990s.

The book's seventeen chapters chronologically retrace Canada's cultural development. Such an approach has certain drawbacks as well as obvious advantages. On the one hand, those interested in specific aspects of Canadian culture – for example architecture or music – will have to piece together selected information that is scattered throughout the book. This task is, however, palpably facilitated by the de-

tailed index. On the other hand, Vance is able to demonstrate how particular historical events – such as the moving frontier, the British North America Act of 1867 or the two World Wars – have exerted influence on various realms of Canadian culture. In addition, his chronological analysis compellingly illustrates that time and again, Canadian artists, politicians, and the wider public have been preoccupied with certain issues regarding their country's creative output. In this regard, the recurrent themes identified by Vance, apart from the above-mentioned "inferiority complex", are: the tension between what is considered 'high' or 'elite' culture on the one hand and 'low' or 'popular' culture on the other; the increasing commodification of culture; the growing government support for fostering a distinctly national culture together with the resultant (and not unproblematic) conviction that arts supported by the state should manifestly contribute to the nation-building process; and, finally, the at times stimulating, at times threatening presence of the mighty southern neighbour whom Vance deems "the world's largest exporter of culture" (418, 427).

It is noteworthy that several recent attempts to fathom Canadian culture seem to have been initiated by historians. Vance explicitly mentions that decisions underlying the make-up of his book "were made as a historian" (x); the same is true of Peter N. Moogk's *La Nouvelle France. The Making of French Canada – A Cultural History* (2000) and of the essay collection *Canada and the British World. Culture, Migration, and Identity* (2006) edited by Philip Buckner and R. Douglas Francis. My following remarks, by contrast, are made from the viewpoint of cultural studies. They are not meant to disparage Vance's sophisticated and valuable contribution, but to suggest in what ways it might be productively complemented by an analysis inspired by a different academic outlook.

Given the monograph's title and main objectives, the question of how it defines culture merits closer attention. Vance justly

observes that pinpointing the term is notoriously difficult. Nevertheless, his handling of it seems somewhat careless, at least to someone reading the book from a cultural-studies perspective. Vance distinguishes between culture in a wider sense (somewhat reminiscent of Raymond Williams's "a whole way of life") and culture used "in a much narrower sense (as it is in this book), as a synonym for the arts" (viii). At this point, one wonders why, then, the author did not entitle his analysis *A History of Canadian Arts*. Luckily for the reader, Vance does not always rigidly stick to the narrow definition. Otherwise, revealing information on the activities of Mechanics Institutes or on the development of Canadian media would have been left out. However, the overall privileging of the narrower definition could explain why topics that one might arguably expect in a history of Canadian culture – such as multiculturalism, bilingualism or sports – make but a very brief appearance.

If the term 'culture' is problematic, the term 'Canadian' is no less so. Vance convincingly demonstrates that many cultural products appreciated in Canada were created by foreign artists, while, conversely, Canada-born painters, musicians, architects or artists have regularly moved to the United States or Europe in search of inspiration and better working conditions. The book thus persuasively draws attention to the difficulties in applying the label 'Canadian' with regard to a mobile and multicultural society. Yet this does not mean that the argument is based on a transcultural approach: Vance much rather emphasises that a "uniquely and identifiably Canadian" (x) culture exists. At the same time, he largely fails to explain what, if anything, fundamentally distinguishes Canadian architecture, painting, music etc. from, let's say, its American or British counterparts, except that it was created by someone born or living in Canada.

This might have to do with the fact that certain passages of the book, particularly those related to the twentieth century, tend to read more like a history of Canadian

institutions related to culture than like a history of Canadian culture or art as such. The one is naturally intertwined with the other, but – to give an example – Vance's analysis of the CBC is much more concerned with enumerating various boards, commissions, and reports related to Canada's television than with delving into specific programmes. And when literature, paintings or music are looked into, their content is at times simply judged, rather than critically analysed: "It was the same in virtually every form of artistic expression: the war inspired in Canadians work that could stand with the best in the world." (237)

Vance is nevertheless successful in proving that, as he jokingly notes in the Introduction, Canada and yogurt have at least one thing in common, namely culture. His lucid and well-structured analysis is based on meticulous research and meaningfully enhanced by informative illustrations. Accessible and yet teeming with interesting details, it opens up paths for cultural and other scholars to pursue.

Joanna Rostek

Alain-G. Gagnon (Hg.): *Québec: Staat und Gesellschaft*, deutsche Erstausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Ingo Kolboom und Boris Vormann, Heidelberg: Synchron, 2011 (500 S.; ISBN 978-3-939381-35-8; EUR 44,80)

„Warum Ingo das nicht auch für Québec gemacht hat, bleibt sein Geheimnis“, so der Generalsekretär der Internationalen Vereinigung für Québec-Studien, als vor einigen Jahren die „deutsche Akadien-Bibel“ erschien (Ingo Kolboom/Roberto Mann: *Akadien. Ein französischer Traum in Amerika*, Heidelberg: Synchron, 2005.) War Ingo Kolboom doch lange Jahre Präsident eben dieser Vereinigung gewesen. Nun, das Geheimnis ist gelüftet und der dringende Bedarf nach einer soliden wissenschaftlichen Darstellung Québecks in allen seinen

Facetten auch für diejenigen, die nicht Französisch lesen, ist gestillt. Ingo Kolboom (CIFRAQS Dresden) hat gemeinsam mit Boris Vormann (JFK-Institut, Berlin) in enger Zusammenarbeit mit dem ursprünglichen Herausgeber Alain-G. Gagnon (Lehrstuhl für Québec- und Kanadastudien an der UQAM, Montréal) dessen bereits Anfang der 1990er Jahre erschienenen und immer wieder überarbeiteten und vielfach übersetzten interdisziplinären Québec-Sammelband ins Deutsche übertragen, aufbereitet und aktualisiert.

Aus dem ursprünglichen Werk wurden dazu die für deutsche Leser interessantesten Beiträge ausgewählt, gründlich annotiert und, wo nötig, auf den heutigen Stand fortgeschrieben, sodass mit Fug und Recht von einer genuinen deutschsprachigen Erstausgabe gesprochen werden kann. Die vierzehn ausgewählten Beiträge stammen von ausgewiesenen Autoren aus Québec, Kanada und Schottland aus den Bereichen Geschichte, Soziologie, Politikwissenschaft, Medienwissenschaft und Ökonomie und betrachten ihren jeweiligen Gegenstand aus der entsprechenden fachwissenschaftlichen Perspektive, einschließlich einer eingehenden theoretischen Fundierung. So wird z.B. im historischen Teil nicht nur ein knapper, mit Informationen gespickter Überblick über die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Québec und der kanadischen Föderation von der Eroberung durch die Briten bis heute geboten, der sinnvollerweise den Reigen einleitet, sondern gleich im Anschluss wird die Dimension um zwei historiografische Perspektiven erweitert, die die Hauptnarrative (Québec als Gesellschaft in seiner Eigendynamik vs. Québec als regionaler Raum in Nordamerika) und die konkurrierenden interpretativen Blickwinkel („melancholischer Nationalismus“ vs. „liberaler, kosmopolitischer Anti-Nationalismus“) kritisch analysieren.

In den folgenden soziologischen und politikwissenschaftlichen Beiträgen geht es um unterschiedliche Konzeptionen nationaler Identität und die Verortung des Québécois Interkulturalismus, wie er in bewusster

Abgrenzung zum kanadischen Multikulturalismus entwickelt wurde, sowohl in theoretischer Hinsicht als auch mit Blick auf empirische Befunde z.B. der Einstellungen zu Autochthonen und der Integration von Einwanderern durch das Schulsystem. Letztere dürfte insbesondere in Deutschland als nachahmenswert erscheinen. Weitere Beiträge befassen sich mit der kulturell sehr diversifizierten Minderheit der anglophonen Québécois und der mindestens so vielfältigen Mehrheit der Québécoises: hier der Frauenbewegung(en) in ihren nationalspezifischen und zunehmend globalisierten Aspekten. Das Spannungsverhältnis zwischen dem Nationalstaat, dem einige ein bevorstehendes Absterben voraussagen, andere eine neue Bedeutung im Kontext der Globalisierung zukommen sehen, wird in drei Beiträgen, die den Abschluss bilden, im Hinblick auf Politik, Wirtschaft und Gesellschaft einerseits theoretisch diskutiert, andererseits auf das Beispiel Québec bezogen. Schließlich verweist diese Diskussion auf zwei alternative Lösungsmöglichkeiten der „Québécois Frage“, die den Band leitmotivisch durchzieht: sollte Québec als „bereits-de-facto-Staat“ die Vollendung seiner Unabhängigkeit anstreben, oder erübrigt sich diese – mehrfach erfolglos angestrebte – Option in einer komplexen globalisierten Welt, in der es als „staatenlose Nation“ seine Rolle spielen und seinen Frieden finden könnte? So gestellt, gewinnt die „Québécois Frage“ auch für den deutschen Leser, dem darüber vorwiegend oberflächliche bis karikaturistische Informationen in deutscher Sprache zugänglich sind, an Tiefgang. Und so exotisch fern ihm dieses französisch sprechende Stück Amerika bleiben mag, zeigen mannigfache internationale Bezüge in den Beiträgen auf, dass viele Québec-spezifische Fragestellungen uns nah erscheinen und verbinden, anders gesagt, dass Québec auch als Teil unserer einen, also der eigenen Welt zu verstehen ist.

Die Vielzahl der Stimmen, soviel ist vielleicht deutlich geworden, spiegeln nicht nur die unterschiedlichen disziplinären

Zugänge, sondern laufen auch auf divergierende Schlüsse heraus. Wem nun das Sprichwort mit den vielen Köchen und dem ungenießbaren Ergebnis ihrer Kochkünste einfällt, sei beruhigt: der Band ist sicher kein systematisches Lehrwerk aus einem Guss, aber bei aller Interdisziplinarität keineswegs ein beliebiges Sammelsurium. Daran haben die Herausgeber einen wesentlichen Anteil, zum einen durch die wohlbegründet getroffene Auswahl der Aufsätze, die für Pluralität sorgt, zum anderen durch die sehr gründlich durchdachte und in der Einleitung kommentierte Anordnung in vier übergreifenden Teilen: Geschichtliche Dimensionen / Nationale Identität und Pluralismus / Eine fragmentierte Gesellschaft? / Staatlichkeit und Globalisierung. Ergänzt und dadurch auch als Nachschlagewerk tauglich wird das Ganze durch Karten, eine Chronologie, kurzgefasste Basisinformationen, Internetadressen, eine vorzügliche thematische Auswahlbibliografie sowie eine erstmals in deutscher Übersetzung vorliegende Fassung der Charta der Personenrechte und -freiheiten von Québec.

Die Sammlung wird, wie alle Werke mit Aktualitätsanspruch und wie die ursprüngliche kanadische Ausgabe, sicher von Zeit zu Zeit einer Überarbeitung bedürfen, auch wenn den vielen grundsätzlichen Elementen kein „Verfallsdatum“ droht. Aber auf die Frage, wann das hier vorliegende Buch – im Sinne eines „best before“ – konsumiert und Studierenden und Bibliotheken zur Anschaffung empfohlen werden sollte, lautet meine klare Empfehlung: jetzt.

Helga Bories-Sawala

Cristina Minelle, *La nouvelle québécoise (1980-1995): Portions d'univers, fragments de récits*, Québec: L'instant même, 2010 (240 pp.; ISBN 978-2895022336)

Cet ouvrage consacré à la nouvelle débute avec une brève « archéologie » de la nou-

velle au Québec où l'auteure retrace d'abord les différentes phases traversées par cette forme littéraire à partir des premiers textes apparus au XIX^e siècle jusqu'aux années 1980, époque où l'on assiste à une véritable explosion de la nouvelle québécoise. Après un aperçu des principales revues et des prix littéraires consacrés à ce genre littéraire, Minelle réfléchit sur les raisons qui ont contribué à la grande diffusion de la nouvelle québécoise à partir de 1980, tout en introduisant le concept de « fragment » autour duquel sera développée son étude. Considérant le corpus québécois des années 80-90, l'auteure remarque surtout la présence « des traits qui distinguent la nouvelle de cette période de celle qui la précède [...] ». C'est principalement le rapprochement de la nouvelle et du fragment [...] qui a retenu notre attention et qui nous a incitée à approfondir la question [...]. » (31)

L'auteure explique brièvement ce que l'on entend par « nouvelle » pour ensuite en présenter l'évolution au fil du temps: de la forme unitaire et cohésive, éminemment didactique ou anecdotique des premiers siècles jusqu'au moment où la nouvelle épouse l'esthétique du fragment. L'association « nouvelle-fragment » dériverait surtout de la forme morcelée, parcellaire que cette expression littéraire assume au Québec à l'époque contemporaine, forme qui, selon l'auteure, n'est pas le fruit du hasard mais le « symptôme d'un état d'âme et d'une façon de considérer le réel » (33). Il ne faut pas oublier que la Révolution tranquille des années 1960 a permis aux Québécois une véritable prise de conscience de leur spécificité culturelle et linguistique. En 1980, l'échec du référendum a été particulièrement ressenti, non seulement « [...] par de nombreux Québécois qui voient s'écrouler leurs certitudes [...] » (53) mais également par la communauté des intellectuels et des écrivains. Cette expérience négative a beaucoup influencé le champ littéraire et notamment la nouvelle qui, désormais, passera des grandes questions collectives et des certitudes à la mise en

scène des transformations – parfois douloureuses – à l'intérieur de la société québécoise.

Pour préciser ce que l'on entend par « fragment » Minelle propose un panorama synchronique, soulignant que « le fragment, comme forme, n'a pas changé depuis ses premières manifestations » (44) et considérant que la fragmentation est un aspect essentiel de l'écriture novellistique contemporaine. Si, d'une part, elle souligne les différences entre « nouvelle » et « fragment », deux genres presque antithétiques puisque « la nouvelle, selon la théorie et selon la tradition, est la forme close, finie, parfaite par excellence » (52), tandis que « le fragment est une forme ouverte, inachevée, imparfaite » (52), il s'agit tout de même de typologies textuelles qui sont, toutes les deux, brèves, la fugacité, la fulgurance étant leurs dénominateurs communs.

L'inachèvement est une autre caractéristique qui, selon Minelle, permet de rapprocher le fragment de la nouvelle contemporaine. La nouvelle québécoise d'aujourd'hui se présentant comme expression de l'incomplétude, l'auteure constate « que cette idée de la nouvelle comme un genre littéraire qui ne console et qui s'expose à la fragmentation et au manque de sens est très moderne » (64). Elle souligne que « la nouvelle-fragment, serait alors une sorte de représentation littéraire du Québec des années 1980-90, soudainement en proie au désarroi le plus complet à la suite de l'effondrement de toute certitude » (64).

Pour Minelle, la fragmentation à laquelle la nouvelle québécoise est assujettie est visible à un niveau structurel et thématique: la nouvelle des années 1980-95 présente une forme fragmentée qui se manifeste par le biais d'un texte morcelé, ce que l'auteure appelle « fragmentation du tissu du texte » (86). Celle-ci est obtenue à travers une méticuleuse *mise en espace* du texte à l'aide de découpages en paragraphes très courts, d'interlignes de séparation, d'un dense morcellement de la syntaxe, de « pauses visuelles » entre les mots, d'une ponctuation très fréquente ou de

caractères typographiques différents, pour ne donner que quelques exemples.

On retrouve le même phénomène au niveau du contenu de la nouvelle: « Lorsque [l]e lecteur entame la lecture attentive d'une nouvelle, il se rend compte que l'écriture fragmentaire se fraie un chemin même dans les contenus du texte, au niveau de la *fabula*, des personnages, du temps et de l'espace. » (109)

Minelle avance l'hypothèse que l'instant est « le domaine d'expérimentation privilégié par la nouvelle » (110), et rappelle qu'il ne représente qu'un fragment de l'existence, un instant privilégié. À l'intérieur des multiples instants privilégiés dont la nouvelle se fait témoin, on lit souvent des histoires de personnages ordinaires à l'identité incertaine, voire fragmentaire, victimes de leur solitude existentielle, aux relations humaines compliquées et/ou inexistantes ou obsédés par une lubie ou une idée fixe et donc *doublement fragmentés*.

Selon Minelle, même le regard de l'écrivain qui se pose sur ces personnages serait fragmentaire: « La nouvelle se distingue [...] parce que la vision des événements est très partielle et donne du relief seulement au point de vue du narrateur ou du protagoniste » (153); le temps à l'intérieur des textes se déforme et devient « plus psychologique que chronologique », comme l'a souligné Christine Lahaie, tandis que l'espace assume une valeur particulière de non-représentation.

Minelle souligne enfin une autre fragmentation encore qui relève de l'écriture novellière à proprement parler: la « fragmentation du macrotexte », c'est à dire le recueil. Cette argumentation s'appuie sur les témoignages critiques de Daniel Beaudoin et Francis Favreau: « Un recueil est un assemblage de fragments, une composition. Il a pour fonction d'établir un rapport, une cohérence, entre les fragments (les nouvelles) tout en leur conservant une existence autonome » (171) et sur celle de François Ricard, qui met en évidence que, au-delà des différentes typologies de recueils (simple assemblage de textes épars

du même auteur, recueil rassemblant plusieurs auteurs différents, recueil thématique, recueil-ensemble), le recueil est « essentiellement une composition, c'est-à-dire l'assemblage d'un certain nombre de fragments (les nouvelles particulières) à l'intérieur d'un tout structuré, cohérent, ou du moins considéré comme tel. Mais c'est une composition paradoxale, en ce sens qu'elle doit réunir les fragments, établir entre eux un rapport aussi étroit que possible, mais leur laisser en même temps un degré relativement élevé d'autonomie. » (175)

Qu'il s'agisse de recueils homogènes ou hétérogènes, sans structure préétablie ou de « recueils-architectures », Minelle souligne notamment cette modalité de rassemblement de nouvelles qui donne vie à « [...] une structure qui n'est pas stable mais qui ne prétend même plus l'être : c'est finalement un ordre paradoxal, fabriqué à partir de morceaux, de fragments, de miettes, de ruines ... ». (215)

D'après l'auteure, la nouvelle québécoise des années 1980-95 est le lieu littéraire par excellence où les certitudes et les structures écroulées en fragments peuvent être recomposées grâce à une « possibilité autre de structure » (215) qui est représentée par le recueil, « ensemble (mouvant) de parties » (215) : « une forme, pour conclure, qui, dans sa polyphonie parfois dissonante, s'avère être l'expression littéraire qui s'harmonise le mieux avec son temps. » (215)

Bien que *La nouvelle québécoise (1980-1995). Portions d'univers, fragments de récits* ait été un ouvrage à la lecture assez intéressante et facile à suivre, on n'a pas remarqué dans ce texte de véritables nouveautés critiques dans le panorama de la nouvelle québécoise contemporaine ; on a toutefois apprécié le rapprochement « nouvelle-fragment » suggéré par Minelle, même si l'acception adjectivale du mot « fragment » a été la plus exploitée, au détriment de l'aspect purement littéraire de ce dernier.

Serena Stringher

Felix de Taillez, *"Amour sacré de la Patrie" – de Gaulle in Neuf frankreich. Symbolik, Rhetorik und Geschichtskonzept seiner Reden in Québec 1967*, München: Herbert Utz, 2011 (210 pp.; ISBN 978-3-8316-4073-7; pb., € 41,00)

Felix de Taillez's study of French President Charles de Gaulle's controversial visit to Canada in the summer of 1967 presents a refreshing and well-researched examination of an iconic moment in Canadian history. De Taillez retraces de Gaulle's "Jubelfahrt" (185) along the "chemin du roy" (9), the route between Québec City and Montréal on the northern bank of the St. Lawrence River and examines the French President's public speeches and private appearances. Beyond a contextualisation and content analysis of de Gaulle's speeches, *Amour sacré* provides a comprehensive and multifaceted account, transcending disciplinary boundaries. Cultural, sociological, rhetorical and linguistic works as well as recent scholarship on the significance of space in historical analysis inform de Taillez's study. As a result, he provides a novel perspective upon a prominent topic. In recognition of this original contribution, *Amour sacré* was awarded the Prix d'Excellence du Gouvernement du Québec.

At the heart of *Amour sacré* rest eighteen speeches de Gaulle delivered throughout his visit ending famously in Montréal, never reaching Ottawa. Against the backdrop of the symbolically charged summer of 1967 with Canada's centennial celebrations and the World Exhibition in Montréal, de Taillez examines these speeches on a variety of levels. Content, context, structure, rhetoric and gesticulation, deliverance and reception constitute the central aspects of his analytical toolbox. Moreover, he distinguishes between the historical context of the speeches and the history de Gaulle constructed within the speeches themselves. In doing so, de Taillez reflects "die sprachliche Verfasstheit von Wirklichkeit" (11), outlines de Gaulle's conception of

history, and elucidates the significance of language as a consequential act. Hence *Amour sacré* conceives of the “chemin du roy” as a symbolic space, a nexus of codes with which de Gaulle interacted through his speeches and appearances.

A central theme of de Taillez’s study is the constructivist nature of de Gaulle’s conception of history. Throughout his speeches, the French President sought to emphasize an intimate and deep-rooted relationship between France and the North American francophones in Québec and the islands of St. Pierre and Miquelon. De Gaulle invoked the French explorers Jacques Cartier and Samuel de Champlain as markers of a common past. Moreover, he continued to reference *la survivance française* in the face of English-Canadian pressures in Canada to the French resistance and liberation movement during the Second World War. De Gaulle’s philosophy, de Taillez argues, included an activist strain in which he conceived of himself as an agent to shape the grand course of history. As such, de Gaulle also sought to shape conceptions of the past. With his charismatic performances, engaging rhetoric and gestures, and symbolic evocation of historical events and figures, de Gaulle employed the idea of a shared past and common challenges to project confidence into a strengthened transatlantic bond between *one* franco-phone people – the French and Québécois – divided by geography. De Taillez dissects these themes and juxtaposes France’s entanglements in the throes of decolonisation in North Africa and de Gaulle’s ethnocentric view of Canada’s demographic configuration, passing over indigenous and other immigrant groups.

Another recurring and, more importantly, innovative theme of de Taillez’s *Amour sacré* constitutes the incorporation of the spatial dimension. Bringing in space as more than a passive backdrop to the unfolding of events, de Taillez assigns it a vital role as a symbolic marker. Not only did the French President decide to traverse the Atlantic on a five-day passage along the historic routes

taken by Cartier and Champlain on board the naval vessel *Colbert* (named after the French Marine Minister and architect of mercantile trade, Jean-Baptiste Colbert). De Gaulle also chose to go ashore in Québec at l’Anse au Foulon where British general James Wolfe had landed his forces more than two-hundred years earlier. Disembarking from a French cruiser and dressed in his military uniform at the sacred site where Wolfe defeated Louis-Joseph de Montcalm on the Plains of Abraham in 1759, de Gaulle employed the symbolically charged space to reaffirm France’s commitment to the “Franzosen Kanadas” (141).

Amour sacré draws on a variety of archival and published sources. Besides the speeches themselves which have been published in different editions, audio-visual material such as newscasts, documentaries, and photographs complement the reconstruction of the physical configuration, the interaction between de Gaulle and his audience, the President’s demeanor and deliverance, and the reception of his addresses. They augment the textual analysis and relate the President’s discourses to the symbolic markers pertaining to the places at which de Gaulle spoke. De Taillez also includes documents from published French diplomatic records, particularly shedding light on the diplomatic prologue and the consequences ensuing from de Gaulle’s remarks in Montréal.

De Taillez’s decision not to place the Canadian anglo-francophone dispute at the heart of his account enables him to move beyond existing works. Indeed, he succeeds in bringing cultural, sociological and rhetorical scholarship in conversation with historical analysis and presents a novel reading of de Gaulle’s journey. To the benefit of his analysis, de Taillez has been able to reproduce a series of photographs and maps, many coloured, in the book. While *Amour sacré* draws largely upon French and French-Canadian sources, future examinations of the French President’s visit could only gain from the recent international history literature on the cultural and sym-

bolic dimensions of international relations. A stronger incorporation of the English-Canadian historiography and published sources for the sections on the lead up to de Gaulle's visit would have further strengthened de Taillez's account.

Nevertheless, de Taillez's *Amour sacré* provides an insightful interpretation of de

Gaulle's visit to St. Pierre and Miquelon and Québec during the summer of 1967. His study constitutes a novel and engaging analysis and contributes to a more comprehensive understanding of those five critical days and the significance of symbolic and spatial dimensions in historical research.

John Woitkowitz